

Silvia Henke

### **Eigensinnige Briefe. Zwischen Literatur- und Medienwissenschaft**

**In:** Ulrike Bergermann u. Elisabeth Strowick (Hg.), *Weiterlesen. Literatur und Wissen*, Bielefeld: transcript, 2007, S. 174 – 198.

#### *Reminiszenz*

Vieles beginnt mit einem Brief. Das ist nicht unwahr geworden, nur weil die Post den Satz für einige ihre Werbekampagnen braucht. Die Zusammenarbeit mit Marianne Schuller hat für mich 1991 mit einem Brief begonnen – und es ging darin um Briefe. Ich hatte gerade meine Magisterarbeit zu den Briefen Rahel Levin Varnhagens abgeschlossen und diese nach Hamburg geschickt und nun antwortete mir Marianne Schuller:

„Ihr Brief hat mich wirklich sehr gefreut. Ich lese darin Korrespondenzen. Ich hatte schon sehr den Eindruck, dass er an mich adressiert war: was ja keine Einbahnstrasse ist. [...] Am 9. Februar, einem Samstag, findet ein Treffen mit den Leuten statt, die in meinem Umfeld oder auch ‚bei mir‘ arbeiten. Es geht um die Diskussion der in Aussicht genommenen Arbeitsprojekte, von denen Sie einige mit Sicherheit interessieren werden. Ich habe nun Rücksprache gehalten und Sie schon angekündigt. Das Treffen findet bei einer ‚Promovendin‘ statt, die ein kleines Haus auf dem Lande gleich neben Hamburg bewohnt. Wir würden gemeinsam dorthin fahren. Ich denke mir: dann lernen Sie einen Zusammenhang kennen, der hier entstanden ist. Das wäre doch ganz schön, oder?“<sup>1</sup>

Der Brief enthält viele, wenn nicht alle Ausgangspunkte, die sowohl für unsere Bekanntschaft wie für weitere Arbeitsprojekte prägend geworden sind: die Aufmerksamkeit für den Dialog, den Sinn für Korrespondenzen, das Pläneschmieden und die Netzbildungen jenseits institutioneller Hierarchien. „Hier lernen Sie einen

Zusammenhang kennen“– dieses Versprechen wurde eingelöst. Es war damals ein ganz und gar weiblicher Zusammenhang und das war für mich ein grosses Glück. Noch von zwei weiteren prägenden Dingen spricht der Brief: einmal von einer Tagung über Briefeschreiberinnen, wohin mich Marianne Schuller empfiehlt und dann spricht er auch von Zeit – und zwar von Zeitmangel. Dass die Zeit fehlte, früher zu antworten, dass die Zeit fehlt, weiter zu schreiben, mehr zu schreiben. Dem einladenden Pläneschmieden steht mithin eine Klage gegenüber, die nicht einfach typisch für diesen Brief oder die Korrespondenz mit Marianne Schuller ist, sondern wohl für den Brief im allgemeinen: dass er – auf kleinem Raum, als kleines Textstück in kurzer Zeit geschrieben – ein Szenario aus sich entlässt, das gleichzeitig von Übermut und Mangel getragen wird. Er bezeugt, dass vieles möglich ist und erzählt gleichzeitig von dem, was ihm – dem Brief – fehlt. Eventuell von einem Mangel, der durch das Briefeschreiben selber erzeugt wird. In seiner Verknüpfung von Übermut und Mangel, von Versprechen und Flüchtigkeit, von Dialog und Einsamkeit hat das Interesse für den Brief unsere Bekanntschaft begleitet und geprägt und ich möchte dieses Interesse in diesem Beitrag wohl rückschauend, aber auch mit der Frage des Weiterschreibens in einem kleinen Tableau zusammenstellen und mit der Frage verknüpfen, ob der Brief wohl das natürliche Mittel sei für die Verbindung von Literatur- und Medienwissenschaft. Dies, weil die Frage der Verbindung – im akademischen Kontext der Institution mehr oder weniger freundlich formuliert als Aufforderung zur „Interdisziplinarität“ – sowohl für mich wie für Marianne Schuller immer wieder zu denken gab und auch zu konkreten Projekten geführt hat.<sup>2</sup>

### ***1. Briefbestimmungen, Suchformeln***

Am 28. September 1829 schreibt Rahel Varnhagen an ihre Freundin Pauline Wiesel:

Montag den 28. Septbr. 1829. in Berlin Vormittag halb [11] 12.

Theuerste Pauline! hätten Sie doch die schöne Briefe, die ich Ihnen an die 100. unterwegs und hier in Gedanken schrieb. Eine schöne Reise!

---

<sup>1</sup> Brief vom 12. Jan. 1991, Privatbesitz.

<sup>2</sup> So etwa das gemeinsame Seminar zu „Brief und Kunstbrief“, Hamburg WS 2000/01.

In Hinsicht des Wetters, des Fahrens, der Länder, die meine Augen sahen. Schön in Heidelb., schön in Frankf; schön in Weimar. Aufnahme, Gesellschaft, dinners, Theater. Scheusslich in Aufführung meiner Gesellschaft!!!!, Alles, was ich von der Gener. nicht glauben wollte, und Sie längst sagten ist 1000fach wahr. [...] <sup>3</sup> So Viel für jetzt: mündlich wunder details.“<sup>4</sup>

Die Ungewissheit, die sich mit dem Status des Briefs seit jeher verbindet, mag hier nochmals aufgerufen werden. Was am Brief ist das Wissenswerte? Ist das Literatur? Und welche diskursiven und institutionellen Praktiken sind Voraussetzung, dass dieses flüchtig hingeworfene, kaum zu entziffernde und gegen alle Regeln der Grammatik verstossende Stück Text in einem Buch gedruckt und von mir zitiert werden kann? Die Vielfalt der Definitionen und Umschreibungen gehört zum Brief, der eben nie nur eines, sondern vieles ist: biographisches Dokument, privates Schriftstück, Gesprächersatz, Bestandteil der Mediengeschichte, literarisches Zeugnis. Er ist – und hier ist Derrida für einmal einfach zu zitieren „alle Genres in einem.“<sup>5</sup> Es ist diese Vielfalt, die man umgekehrt auch als Mangel beschreiben kann und die ihn aus der Perspektive der Literaturwissenschaft an den Rand versetzt: Briefe verfehlen die Basisparameter des Fachs, die eigentliche Substanz der Germanistik, bestehend aus Autorschaft und Werk. Sie haben als erstes keinen Autor, sondern einen Schreiber, sie haben in der Folge auch nicht zuerst einen Leser/eine lesende Öffentlichkeit, sondern einen Empfänger. Da sie als Kommunikationsmittel einfach verschickt – und nicht gedruckt – werden, gehören sie weder von ihrer Absicht noch von ihrer Überlieferungspraxis her zu einem Werk. Sie gehören, sofern sie abgeschickt werden, zuerst zu einem Schriftverkehr, eventuell zu einem Netz von Korrespondenzen. Und sie erzählen von einer ganz eigenen Praxis des Schreibens. Die Geschichte des Briefs und sein Auftauchen als Gegenstand der Literaturwissenschaft ist dementsprechend in sehr unterschiedlichen methodischen Anläufen geschehen. Ein Streifzug durch die Briefforschung ergibt rasch, dass Briefe entweder zum Werk – das heisst zur Literatur –

---

<sup>3</sup> Der hier fehlende Satz ist aufgrund der Schwärzung durch den ersten Herausgeber August Varnhagen unleserlich.

<sup>4</sup> *Rahel Levin Varnhagen. Briefwechsel mit Pauline Wiesel*, hrsg. v. Barbara Hahn, München, Beck 1997, S. 390.

<sup>5</sup> Derrida, Jacques, *Die Postkarte 2. Lieferung. Von Sokrates bis Freud und jenseits*, Berlin, Brinkmann & Bose, 1980/87, S. 79.

gezählt, oder aber zur Personalisierung von Literatur für die biographische Forschung herbeigezogen werden. Dies geht unter anderem auf eine der ersten nachhaltigen Definitionen des Briefs zurück; sie stammt von Goethe, in diesem Sinn von einer literarischen Institution und lautet so:

„Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spur eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam.“<sup>6</sup>

Während sich bei einer Briefschreiberin wie Rahel Levin Varnhagen immer der Zweifel einschleicht, ob ihre Briefe für jemand anderen lesbar oder interessant seien, steht hier bei Goethe fest: Briefe sind Denkmäler, Hinterlassenschaften und für die Nachwelt von Interesse. Aber sie sollen nicht im Hinblick auf die Nachwelt geschrieben sein, sondern eben dem Moment verpflichtet, lebendig, direkt dem Herzen entrissene Zustände abbilden. Je spontaner, desto mehr wird die Nachwelt davon haben. Das Konzept ist wohl grausam, aber nicht ganz falsch: nichts interessiert die Nachwelt mehr, als das Geheimste, das jemand eigentlich nicht für die Öffentlichkeit sagte, doch zu erfahren. Hier sind auch die Literaturwissenschaftler Paparazzi: Nichts ist spannender, als einen Menschen ganz privat, in ungeschütztem Zustand zu ertappen – eine seriöse Begründung, warum etwas gedruckt werden soll, findet sich immer, um „die Scham der Indiskretion“ bei der Lektüre zu mildern.<sup>7</sup> Goethe hat mit seiner Definition zwei Sphären des Briefs im Visier: einmal das Private, die „innersten Gesinnungen“, die so mitzuteilen sind, als spräche man für sich allein, „so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch.“<sup>8</sup> Die andere Sphäre ist die Öffentlichkeit, die Nachwelt, wohin die Privatheit des Briefs

---

<sup>6</sup> Goethe, Johann Wolfgang, *Winckelmann*, mit einer Einleitung von Ernst Howald, Erlenbach-Zürich, 1805/1943, S. 82.

<sup>7</sup> So Canetti über seine Lektüreerfahrung mit den Briefen Kafkas, in: Canetti Elias, *Der andere Prozeß* München/Wien 1984, S. 7. Allgemein lautet die Begründung der Herausgeber von posthumen Briefen, die ohne Publikationsabsicht hinterlassen werden, dass sie als persönliche Dokumente für den Werkzusammenhang eines Schriftstellers von grossem wissenschaftlichem Interesse seien.

<sup>8</sup> Goethe, *Winckelmann*, S. 82.

umgeleitet werden soll. Was er übersieht, und das ist vielleicht nicht zufällig, ist die dritte Dimension des Briefs, nämlich der konkrete Adressat, der richtige Leser bzw. die Leserin. Er übersieht damit auch die medialen wie materiellen Komplikationen der Überlieferung. Diese Vergesslichkeit gehört zur Fundierung von Autorschaft, die es dann auch möglich macht, dass ein Buch wie die *Italienische Reise* entsteht: aus privaten Briefen an Charlotte von Stein wurde ein „Denkmal“ für die Nachwelt, in dem der private Charakter der Briefe gelöscht war.

Diese Bestimmung des Briefs aus der Goethezeit, wonach er einerseits eine Individualität hervorbringe und andererseits historisches Dokument oder autobiographisches Zeugnis für die Nachwelt sei, ist verantwortlich für zwei Methoden der Briefforschung. Die eine sucht im Brief nach Charakterbildern von Autoren, aufgrund derer wiederum Biographien geschrieben werden<sup>9</sup>. Die andere hat es unternommen, Briefe historisch zu periodisieren und nach Epochen zu klassifizieren – der Brief in der Aufklärung, der Brief im Sturm und Drang, der romantische Brief -, und hat aufgrund dieser Klassifikationen synthetisierende Modelle der Lektüre entwickelt.

So finden wir zunächst, abgeleitet vom so genannten Sturm-und-Drang-Brief von Steinhausen bis zu Nickisch, den Topos des Authentischen und Unmittelbaren, das der Brief verzeichnet. Zu Michael Reinhold Lenzens Briefen befindet beispielsweise 1894 der Briefforscher Franz Waldmann, sie seien „stets unmittelbar und originell hervorsprudelnde Herzensergüsse (...) in welchen sich des Dichters innerstes Sein und Wesen in lebendiger Treue“ widerspiegelt,<sup>10</sup> und noch 1999 lesen wir bei Nickisch, Lenzens Briefe seien „psychogrammatische Lebenszeugnisse von erstrangigem biographischem Wert“<sup>11</sup> - womit die Tatsache der Geschriebenheit von Briefen negiert und übersehen wird, dass sich gerade auch das Innerste durch Rhetorik und Stil, man könnte auch sagen, durch eine Technik des Authentischen herstellen muss. Zum Beispiel: In einem Brief vom 5. Juli 1780 schreibt Lenz an Lavater: „Ach Sie wissen nicht, Sie können es nicht wissen, wieviel Edles im – Stillen unbekannt und verborgen – und

---

<sup>9</sup> Vgl. etwa Hannah Arendts Studie zu Rahel Levin Varnhagen (1959), Hannah Arendt, *Rahel Varnhagen. Deutsche Lebensgeschichte einer Jüdin der Romantik*, München, Piper 1985.

<sup>10</sup> Dr. F. Waldmann, *Lenz in Briefen*, zit. nach: Jens Hausteil. „Jacob Michael Reinhold Lenz als Briefschreiber“, in: „*Unaufhörlich Lenz gelesen...*“, *Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz*, hrg. v. Inge Stephan und Hans Gerd Winter, Stuttgart, Metzler 1994, S. 337.

gekränkt durch verborgene Fehler der Jugend und Unbesonnenheit schmachtet.“<sup>12</sup> Die Emphase dieser Aufzählung produziert einen Aussageüberschuss, hier liegt nicht eine Seele bloss, eine gekränkte, auch wenn das Gewicht der Aussage durch den Gedankenstrich ganz auf gekränkt zu liegen kommt. Aber entspricht dies einem innersten Wesen? Einer wie auch immer erkennbaren Form der Unmittelbarkeit? Wäre es nicht denkbar, dass die rhetorische Form der Aufzählung, der „enumeratio“ eine neue Wirklichkeit schafft, die sich im Akt des Briefschreibens einstellt?<sup>13</sup> Und könnte es nicht sein, dass sich beim Wiederlesen das Geschriebene dem Innersten überstülpt, oder aber, dass es am nächsten Tag bereits wie eine fremde Äusserung von diesem Innersten nicht mehr wieder erkannt wird?

Die andere Seite des Problems in der Briefforschung ergibt sich aus der Definition des romantischen Briefs. Auch dazu ein Beispiel und zwar aus einem Brief von Clemens Brentano an Sophie Mereau, im August 1799:

„Ich habe sonderbar an dich gedacht, auf meinem Sopha, meine Zither kimperte recht freundlich drein, und ich war so traurig. Es war mir, als ginge ich mit meiner Schwester in einem Garten, der mir gehörte, und sei ein ruhiger ansässiger Mann, in einem Busche stand dein Bild aus Marmor, ich weinte, es war dein Denkmal. Du warst Gott sei Dank, tod , und ich glaubte darum wieder an einen Himmel, denn du hattest nicht mit mir dich vereinigen können, weil du zu schwach warst, ich kniete vor das Bild nieder und weinte heftig. Da sagte meine Schwester, du Armer, du wirst wohl nimmer wieder froh werden, meine Mutter war auch da und küsste das Bild.“<sup>14</sup>

Dies also ein Auszug aus einem „romantischen Brief“, wie er unter anderem durch das Buch von Karl Heinz Bohrer, *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*“ als Gattung gefasst wurde. Der romantische Brief gilt nach Bohrer als Medium einer monologischen Konstruktion des Ich, das eigentlich keine Antwort mehr ermöglicht, nur reine, poetische Existenz ohne Adressat, Spiegelfunktion der eigenen

---

<sup>11</sup> Nickisch, Reinhard M. G., *Brief*. Stuttgart, Sammlung Metzler 1999, S. 51.

<sup>12</sup> Lenz, Jakob Michael Reinhold, 1987, *Werke und Briefe in drei Bänden*, hrg. v. Sigrid Damm, München, dtv 1987, S. 619.

<sup>13</sup> Vgl. dazu: Jens Hausteil, „Jacob Michael Reinhold Lenz als Briefschreiber“, S. 339.

<sup>14</sup> Clemens Brentano, *Briefwechsel mit Sophie Mereau*, hg. v. Heinz Amelung, Potsdam 1939, S. 80f.

Subjektivität ist und damit Kunst oder Literatur. Brentano hat, so steht es in allen Literaturgeschichten und Briefforschungen, den „Kunstbrief“ in die deutsche Literatur eingeführt. Tatsächlich hat der zitierte Brief hohen ästhetischen Wert, er ist wie die Vorstufe eines Gedichts: ein Idyll, ein Tagtraum, ein Bild aus Marmor, die Geliebte tot, Dankbarkeit und Tränen, mütterlicher Trost. Etwas zwischen Gedankenspaziergang, Traum und Gedicht: ästhetische Subjektivität. Nur: der Brief war adressiert (auch wenn die Adressatin darin für tot erklärt wird), Sophie Mereau hat ihn erhalten, gelesen und auch geantwortet. Aber diese Antwort ist verschollen. Es existiert von ihr einzig eine lapidare Tagebuchnotiz, wonach sie „erschüttert“ war über diesen Brief.<sup>15</sup> Insofern ist der monologische Charakter des romantischen Briefs eben auch nur eine Konstruktion der Literaturwissenschaft. Leistet man dem Autonomieanspruch der romantischen Literatur auch im romantischen Brief Folge, dann lesen wir diesen Brief nicht mehr als Ausdruck einer Beziehung, sondern eben nur als Selbstaussdruck eines ästhetischen Subjekts. Analog dazu wurde die Formel vom „Leben als Text“ besonders in der Forschung von Frauenbriefen der Romantik prägend.<sup>16</sup> Demnach dürfte es methodisch nicht von Interesse sein, dass Sophie Mereau durch diesen Brief erschüttert war und dass sie - als Objekt, als Adressatin der ästhetischen Subjektivität - in den Bereich einer nicht ganz einfachen Unmenschlichkeit hinein versetzt wurde, da der Brief ja reiner Text und mithin Kunst ist. Die doppelte Aporie dieser sich nach Person oder Werk orientierenden Rezeption von Briefen liesse sich hier nochmals so zusammenfassen: Lesen wir Briefe als unmittelbaren, lebendigen Abdruck von Seele und Charakter - was der Sturm-und-Drang-Brief als Rezeptionsmodus nachhaltig befördert hat -, werden wir ihrer Geschriebenheit nicht gerecht. Und lesen wir Briefe wie reine Texte, Kunstzeugnisse, romantische Selbstgespräche, werden wir weder dem Adressaten noch dem Referenten des Schriftstücks „Brief“ gerecht. Eine dritte und innovative Methode der Briefforschung schliesslich ist die medienwissenschaftliche, wie sie Bernhard Siegert in seiner Untersuchung *relais* 1993 vorgelegt hat. Ihr Verdienst ist es, auf jede Definition

---

<sup>15</sup> Sophie Mereau-Brentano, *Liebe und allenthalben Liebe. Werke und autobiographische Schriften in drei Bänden*, hrg. von Katharina von Hammerstein, München, dtv 1997, S. 62.

<sup>16</sup> Barbara Becker-Centario, *Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche. Werke. Wirkung*, München, Beck 2000, S. 169ff.

des Briefes zu verzichten und die Kanäle der Post als bedeutungstragende Konstitution des Briefverkehrs zu untersuchen. Aus ihrer Perspektive stellt sich damit die Frage der Textlektüre nicht, denn ihr grundlegendes Axiom lautet, dass das Medium die Botschaft ist oder, differenzierter, dass der Inhalt eines Mediums immer ein anderes Medium ist. Für die Medienwissenschaft müsste mithin jeder Brief gleich bedeutend, aber auch gleich-gültig sein, weil er nur die Botschaft des Mediums enthält und einzig der Ökonomie der Medien untersteht<sup>17</sup>.

Das Bedeutsame des Briefs aber – gedacht als Inhalt und als Spezifikum – lässt sich aus dieser medienwissenschaftlichen Perspektive nicht feststellen. Und damit zurück zum Brief von Marianne Schuller vom Januar 1991. Der Zusammenhang, auf welchen sie mich verwies, die ‚Leute, die in ihrer Umgebung arbeiten‘ und natürlich sie selber, haben den Sinn für einen anderen Umgang mit dem Brief entwickelt und, indem sie nach einer eigenen Praxis des Schreibens gesucht haben, nicht zwischen Literatur- und Medienwissenschaft unterschieden. Daraus sind Tagungen, Aufsätze und Briefeditionen entstanden, die für den Umgang mit Briefen, darin inbegriffen meinen eigenen, keine „Einbahnstrasse“ waren. Charakterisieren liesse sich dieser Umgang als einer, der die mediale Beschaffenheit des Briefes nicht leugnet, der stilistische nicht mit charakterlogischen Kriterien verwechselt und der die Texte in ihrer spezifischen Dialogizität liest, die das Nichtverstehen einschliesst – mithin akzeptiert, „dass es die Differenz ist, die das Begehren, die Liebe, die die Dialogizität als Text, als Brief hervorbringt?“<sup>18</sup> Es geht also darum, weder Differenz und Begehren als Spezifikum, die

---

<sup>17</sup> Vgl. Siegert, Bernhard, *Relais. Geschichte der Literatur als Epoche der Post*, Berlin, Brinkmann & Bose 1993, S. 119.

<sup>18</sup> Marianne Schuller, „Dialogisches Schreiben. Zum literarischen Umfeld Rahel Levin Varnhagens“, in: dies., *Im Unterschied. Lesen. Adressieren. Korrespondieren*, Frankfurt/M., 1990, S. 135. und zu Rahel im speziellen: dies., „Unsre Sprache ist unser gelebtes Leben. Randbemerkungen zur Schreibweise Rahel Varnhagens“, in: *Rahel Varnhagen. Gesammelte Werke*, 10 Bde. (= Rahel Bibliothek), hrsg. V. Konrad Feilchenfeld/Uwe Schweikert/Rahel E. Steiner, München, Matthes & Seitz 1983, Bd. 10, S. 43-59. Dazu gehören auch die Arbeiten von Barbara Hahn und Eva Meyer: Hahn, Barbara und Ursula Isselstein (Hg.), *Rahel Levin Varnhagen, Die Wiederentdeckung einer Schriftstellerin*, Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1987; Hahn, Barbara, „Antworten Sie mir!“ *Rahel Levin Varnhagens Briefwechsel*, Basel/Frankfurt a/M, Stroemfeld/Roter Stern 1990; Meyer, Eva, *Die Autobiographie der Schrift*, Bern cop. 1989.



der Brief hervorbringt noch aber seine Medialität und Materialität zu leugnen. Briefe folgen einem anderen Produktionsgesetz als dem postalisch-technischen oder dem „rein“ literarischen. Man könnte sagen, sie entfalten einen Prozess des Literarischen, der den Begriff des Medialen spezifiziert als Korrespondenz zwischen Literatur- und Medienwissenschaft. Und dabei die Zone zwischen dem Bedeutungsvollen und dem Unbeutenden als konstitutives Element des Briefs ins Auge fasst.<sup>19</sup>

Und damit zurück zum Brief Rahel Varnhagens an Pauline Wiesel. Dass die Lektüre dieses Briefs nicht ohne Umstände erfolgen kann, hat zunächst mit seiner Materialität zu tun. Wir „haben“ diesen Brief ja nur als Kopie der Kopie eines Mikrofilms. Das handschriftliche Original befindet sich heute in der Jagellonischen Bibliothek in Krakau, wohin die Sammlung Varnhagens in den 30-er Jahren aus Berlin mit Umweg über Schlesien gelangt ist bzw. in Sicherheit gebracht wurde. Bis 1977 galt sie als verschollen. Seit zehn Jahren findet sich dieser Brief wie das gesamte Corpus der überlieferten Briefe zwischen Rahel Levin und Pauline Wiesel zwischen zwei Buchdeckeln in einer Gesamtedition, besorgt von Barbara Hahn, die den Band mit sorgfältigen Kommentaren und Nachwort versehen hat. Das Ergebnis dieser Edition ist somit einer der umfangreichsten „vollständig“ überlieferten Briefwechsel zwischen zwei Frauen des 18. Jahrhunderts, dessen Rarität nicht zuletzt darin besteht, dass die beiden Briefschreiberinnen nichts als Briefe hinterliessen, ohne dazu weitere Werke, Taten, Funktionen aufzuweisen – und vor allem geht es bei diesen Briefen nicht um die Briefe von Frauen an berühmte Männer, welches eigentlich die eigentliche Voraussetzung für den Brief als weibliche Gattung ist.<sup>20</sup> Sie haben somit keinen anderen äusseren Bezugsrahmen (ein Werk, Bildung im allgemeinen, die Erfüllung eines Frauenideals als Leserin), sondern dokumentieren ein lebenslängliches Frauengespräch, in welchem zwei Frauen mit ganz verschiedenen äusseren Lebensumständen ihre Ähnlichkeit suchen, über die permanente räumliche Getrenntheit hinweg ihre Verbindung zueinander betonen. Sie haben mithin auf den ersten Blick weder Literatur produziert noch historisch

---

<sup>19</sup> Diese Zone als Moment der Lektüre arbeitet Marianne Schuller in ihrem Beitrag zum späten Stifter heraus, vgl. Schuller, Marianne, „Zwischen Sinn und Unsinn. Wort-Ding oder Wahn beim späten Stifter“, in: Karl-Josef Pazzini, Marianne Schuller u. Michael Wimmer (Hg.), *Wahn Wissen Institution, Undisziplinierbare Näherungen*, Bielefeld, transcript 2005, S. 137.

<sup>20</sup> Vgl. dazu Schuller, *Dialogisches Schreiben*, 128ff.

bedeutungsvolle Zeugnisse hinterlassen. Sie sind als Briefschreiberinnen in die Literaturgeschichte eingegangen, wenn auch am Rande – und von dorthier stellt sich die Frage ihrer Bedeutsamkeit weiter. Das Bedeutsame ist im Falle der handschriftlichen Briefe Rahels auch eine Frage des Lesbaren, bzw. des Leserlichen. Nicht nur, dass viele Briefe Rahel Levin Varnhagens Nichtentzifferbares enthalten – bedingt durch die Beschaffenheit des Briefpapiers, dem Zustand von Feder und Tinte sowie den Eigenheiten der Handschrift – auch die enorme Freiheit im Umgang mit Sprache stellen die Leserlichkeit und Verständlichkeit des Geschriebenen in Frage. Aber nicht nur dies, sondern auch die Zensuren des Ehemannes und Herausgebers Karl August Varnhagen behindern die Lesbarkeit des Briefs. Varnhagen hat immer gleich getilgt und ist insofern identifizierbar als Zensor. Andererseits kann man sehen, dass er nicht nur unleserlich, sondern auch leserlich gemacht hat. So hat er etwa die Abkürzung „Gener.“ mit grosser Rücksicht auf zukünftige Herausgeber ergänzt zu „Generalin“. Häufig hat er auch vergessene Wörter eingesetzt, Konjekturen angebracht, wodurch man auch sehen kann, welche Briefe Rahel selber noch durchgelesen und verbessert und welche sie ohne weitere Überprüfung aus der Hand gegeben und verschickt hat.

Wir werden also, konfrontiert mit der Handschrift dieses Briefes, daran erinnert, dass wir eigentlich die falschen Leser sind – strukturell sind wir bei jedem Brief, der nicht an uns adressiert ist, falsche Leser/Innen. Wir sind konfrontiert damit, dass er Worte enthält, die der Nachwelt, das heisst uns, aus wie immer gearteten Gründen nicht zu Gesicht kommen dürfen. Somit macht die Streichung Varnhagens deutlich, dass der Brief nur unter Umständen öffentlich ist, er markiert seinen privaten – geheimen – Charakter und erinnert daran, dass nicht alles, was geschrieben steht, veröffentlicht werden soll, dass es eine Schrift gibt, die weder Literatur noch Dokument sein will, die deshalb nur in ganz eigenem Sinn für jemanden etwas bedeuten soll.<sup>21</sup> So ist ein für die Geschichte und die Medialität des Briefs ganz wesentlicher Aspekt eben nicht nur jener seiner materiellen Überlieferung, sondern auch der seiner Geheimhaltung und Vernichtung. Von gewissen

---

<sup>21</sup> Das Tagebuch weist die Problematik von Geheimhaltung und Preisgabe des Geheimnisses durch posthume Veröffentlichung noch drastischer auf. Nur kann es, im Unterschied zum Brief, vom Verfasser selber jederzeit, spätestens vor dem Tod vernichtet werden, da es in der Regel nicht verschickt wird.

Briefschreibern wurde ja bisweilen mehr Aufwand betrieben, Briefe zu sammeln, um sie zu vernichten, damit sie eben nicht Dokument oder Literatur werden können.<sup>22</sup>

Man kann nun für diesen zitierten Brief der Rahel Levin an Pauline Wiesel nicht sagen, dass er, abgesehen von den Zeilen, die uns allein durch ihre Tilgung bedeutsam werden, nur Banalitäten enthält – aber was wäre das Bedeutsame? Gibt es in diesen wenigen Zeilen etwas, das für die literaturwissenschaftliche Nachwelt Bedeutung hat? Wenn er dies hat, dann nicht aufgrund eines abgeschlossenen Begriffs von Text, sondern aufgrund eines komplizierten Bezugssystems, das er entwirft. Er stellt den Bezug her zu allen andern geschriebenen und nicht geschriebenen Briefen und verweist damit auf die eigene Unvollständigkeit – als Teil einer Korrespondenz. Er verweist auf Gespräche, auf „wunder details“, auf viel Mündliches mithin, das nicht mit abgebildet wird, das aber als Hintergrund aufgerufen ist. Er verweist auf Gespräche, die nur genannt, aber nicht ausgeführt werden, auf Gesellschaften, Theater, Dinners. Und auf Unsägliches, das sich nur in der Emphase der vier Ausrufezeichen mitteilen lässt. All das Unleserliche, Ausgesparte und Angedeutete in Briefen bildet die grosse Herausforderung in einer kritischen Edition, für die Textgestaltung wie für die Kommentierung, die ja diese „Links“ schriftlich definitiv festhalten und einen gültigen Text mit Kontext bereitstellen muss. Hier wäre im Hinblick auf eine Differenzierung der Medien Buch und Computer auf den Unterschied zwischen Kommentierung und Link zu verweisen, der zugleich den Unterschied zwischen Kontext und Hypertext begründet. Ein Kontext in gedruckter Form ist immer endlich, der Hypertext dagegen unendlich. Die Frage ist damit auch, ob man nicht angesichts der grundsätzlichen Unabschliessbarkeit von Briefcorpora bei ihrer Publikation auf eine endgültige Gestalt in Buchform verzichten und eine elektronische Ausgabe einrichten müsste, in welcher sich die Kommentierungen und Bezüge der Briefe untereinander in beweglicher Weise fortsetzen liessen. Auch Barbara Hahn hat für ihre und für künftige Briefeditionen Überlegungen angestellt, inwiefern elektronische

---

<sup>22</sup> Vgl. etwa Flaubert, der im Einverständnis mit seinem Briefpartner Maxime du Camp einen grossen Teil ihrer gemeinsamen Korrespondenz vernichtet hat und der viel daran gesetzt hat, seine Briefe an Louise Colet zurückzuerhalten, um ihre Publikation zu verhindern - in diesem Falle und zum Glück für die Flaubertforschung ohne Erfolg. Vgl. Flaubert, Gustave, *Die Briefe an Louise Colet*, aus dem Französischen von Cornelia Hasting, Zürich 1995 und Ried, Martine, *Flaubert Correspondant*, Paris, Sedes 1995.

Ausgaben der medialen Situation eines Briefcorpus gerechter werden als ein Buch.<sup>23</sup> Die Frage, die sich dann aber weiterhin und noch dringlicher stellt, bleibt jene des Bedeutsamen und der Grenzen des Dazugehörigen. Und dieses ist im Brief so kontingent wie in keiner anderen Gattung. Weil Briefe keine Autoren, sondern Schreiber haben und weil sie für jemanden geschrieben werden, für einen Empfänger, ist die Frage der Autorisierung und Überlieferung eines Briefs entscheidend und kompliziert. Denn: wem gehört ein Brief, nachdem er verschickt ist? Auch die Geschichte dieses Briefs belegt die Komplikation, die durch das Verschicken in Gang gesetzt wird. Nachdem er bei seiner Empfängerin eingetroffen war, gehörte er zunächst Pauline Wiesel. Sie gab ihn auch nicht ganz freiwillig wieder her, hat mehrere Bitten Varnhagens abgeschlagen; erst 1841, als sie wieder einmal in argen Geldnöten war, hat sie ihm einen grossen Teil der Briefe zu einem Stückpreis von einem Dukaten überlassen.<sup>24</sup> Als Besitzer und Herausgeber der Briefe konnte Varnhagen alsdann schalten und walten, schnipseln und streichen, ordnen und verwerfen, abschreiben und zum Druck vorbereiten. Wenn nicht die Autorschaft, so hat er doch die Autorisierung der Briefe übernommen, was auch heisst die Autorität über die Briefe. Wir stehen also vor einem diskursgeschichtlich nicht uninteressanten Aspekt von Autorschaft, vor der Frage, inwiefern Autorschaft teilbar ist, ob die Wörter eines Briefs automatisch nicht mehr einem gehören, sondern, einmal mitgeteilt, eben zweien oder auch dreien und welche Rolle der Name spielt – hier der Name Varnhagen, der in diesem Fall von Anfang an zur Publikationsgeschichte der Briefe gehört. Es ist wichtig zu wissen, dass der Name Rahel Varnhagen, der auf dem Buchrücken ihrer Briefsammlungen steht, sich nie unter einem Brief fand. Diese sind unterzeichnet mit Rahel Levin, Friederike Robert, Rahel Robert, Friederike A., Rahel, R. R., R. L., Friederike Varnhagen, aber nie mit Rahel Varnhagen. Der Eigenname Varnhagen garantiert mithin vor allem aber die Einheit von Werk und Person als Funktion des Autornamens, wie sie Foucault in seinem wichtigen Aufsatz zur Autorschaft bestimmt

---

<sup>23</sup> Vgl. etwa Barbara Hahn in ihrem Nachwort zum Briefwechsel Rahel Levin Varnhagens mit Barbara Wiesel: „Nur ein elektronischer Kommentar, beispielsweise in Form einer Datenbank, würde das ermöglichen; er könnte endlos, und auch nicht nur von uns, weitergeschrieben werden.“ Hahn, *Rahel Levin Varnhagen*, S. 706. Barbara Hahn erwägt diese Möglichkeit grundsätzlich nur für den Kommentar, nicht für den Briefftext.

<sup>24</sup> Vgl. ebd., S. 711.

hat.<sup>25</sup> Da Varnhagen die Briefe auch in seinem Namen herausgegeben und er überhaupt massgeblich das Projekt einer posthumen Briefedition vorangetrieben hat, da er zudem von Anfang an einen Braut- und Ehebriefwechsel mit Rahel geführt hat, der für die spätere Publikation bestimmt war, ist seine Bearbeitung des gesamten Briefcorpus – es handelt sich um schätzungsweise 10'000 Briefe – auch ein Akt der Begrädigung und der Unifizierung, bei dem die Grenzen des Überlieferungswürdigen und Bedeutenden festgelegt wurden. Im Übergang zum Buch werden die Briefe also formal dem Prinzip Autorschaft und dem Werkgedanken unterworfen. Faktisch aber, das heisst von Brief zu Brief, scheiden sie sich an eben diesem Prinzip. So haben jene, die der Nachwelt zur Verfügung gestellt werden, eine Zweideutigkeit behalten, die sie im Irgendwo zwischen Werk und Biographie, zwischen Absender, Empfänger und Nachlassverwaltern ansiedelt. Für die Publikationsgeschichte lässt sich diese Zweideutigkeit irgendwann materiell meistern - wenn auch nach ganz verschiedenen Kriterien geordnet, haben viele Briefe früher oder später den Weg zum Buch gefunden – je bedeutender eine Person und ihr Werk, desto früher und vollständiger. Das Prinzip Autorschaft erweist sich, gerade was Briefe angeht, als sehr gefräßig und hat durch die einseitige Ausrichtung auf die Person auch oft dazu geführt, dass Briefe einseitig und nicht als Korrespondenz gedruckt wurden. Anders gesagt: im Wechselspiel von Überlieferungsweise, editorischer Praxis und dem monologischen Prinzip der Autorschaft erlangen gedruckte Briefe einen Status, der sie zu einer neuen Textsorte macht. Diese Textsorte verhält sich zu ihrem Original, einem einmal stattgehabten Briefwechsel, immer wie ein nachträgliches Arrangement und richtet sich nach den Bedürfnissen der Nachwelt, steht immer in einem Verhältnis der Nicht-Übereinstimmung zu den Basisparametern der Disziplin. Denn sie entfalten immer im Zeichen von Mangel und Übermut eine Suchbewegung, die Rahel Levin Varnhagen einmal so beschreibt: „Wir suchen uns also zu finden“<sup>26</sup> und damit genau bezeichnet, dass die Beziehung, die in (diesen) Briefen entsteht, nicht in den Bahnen

---

<sup>25</sup> Demnach besteht ein Diskurs, wenn er einen Autornamen hat, „nicht mehr aus alltäglichen, gleichgültigen Worten (...), die vergehen, vorbeitreiben, vorüberziehen, nicht aus unmittelbar konsumierbaren Worten, sondern aus Worten, die in bestimmter Weise rezipiert werden und in einer gegebenen Kultur ein bestimmtes Statut erhalten müssen.“ Foucault, Michel 1969, „Was ist ein Autor?“, in: ders., *Schriften zur Literatur*, Frankfurt a/M. - Berlin - Wien, Ullstein TB 1979, S. 17.

gesicherter Positionen verläuft. Das Bewusstsein für solche Nicht-Übereinstimmung prägt den Brief und kann von daher auch immer wieder umkippen in den Übermut einer kleinen Utopie, zum Beispiel von Freundschaft jenseits männlicher und gesellschaftlicher Abhängigkeit. „Und träumen den Lebenstraum mit Bewusstseyn, dass wir zusammen träumen. noch Einmal.“ Und später: „das heisst athmen, schwindeln, die Stunden fliesen sehen, denken müssen: es ist Sommer, es ist Winter...“<sup>27</sup>

## 2. *Briefhand und Materialität des Briefs*

Literaturwissenschaft will und kann nicht nur verzeichnen und analysieren, was es alles gibt auf dem Felde der literarischen Produktion, sie muss auch interpretieren und werten, um das Belanglose auszuschneiden aus ihren grossen Erzählungen. Wo immer aber das mediale Umfeld eines Textes mit in den Blick gerät, ist auch die Gefahr gegeben, dass Unbedeutendes auftaucht. Gerade auch in Briefen – wieviel Unbedeutendes können sie doch verzeichnen! Wie aber damit umgehen? Den Sinn und die Stilblüten ins Töpfchen der Literaturwissenschaft und die Makulatur ins Kröpfchen der Medienwissenschaft? Der Annahme folgend, dass Briefe ein Prozess des Literarischen sind und den Begriff des Medialen deshalb spezifizieren als Korrespondenz *zwischen* Literatur- und Medienwissenschaft, kann man nicht postulieren, dass der Sinn immer immateriell, virtuell oder medial sei und die Makulatur sich in der Materialität des Medialen wieder findet. Auch hierzu ein Beispiel:

*Abb. : „Lichtenbergs Hand“*

Diese Hand gehört Lichtenberg, sie findet sich in einem Brief an Dietrichs Töchter vom November 1773, und selbstverständlich ist diese Bildumschrift schon falsch: Diese Hand gehört nicht Lichtenberg, vielmehr handelt es sich um den Abdruck einer Kopie eines Faksimiles von Lichtenbergs Handabdruck, das sich in besagtem Brief in der Jagellonischen Bibliothek in Krakau befindet. Der Brief ist eher kurz und versteht sich als

---

<sup>26</sup> Rahel Levin Varnhagen an Pauline Wiesel am 26. Juni 1816, in: Hahn, *Rahel Levin Varnhagen*, S. 156.

Antwortbrief auf einen nicht überlieferten Brief der beiden Mamsellen. Er ist mithin Antwort auf eine Frage, die nicht mehr eruierbar ist. Lichtenberg schreibt:

„Hochzuverehrende Mamsellen.

Wenn ich mir Essen und trincken noch abgewöhnen könnte, so mauerte ich auch meine Stubenthüren zu. Weit davon ist gut fürn Schuß. Ein verbrannt Kind fürchts Feuer. Wer nicht in die Sonne blickt, blendt sich die Augen nicht. Wem Carttuffeln schmecken sollen muss nicht an gebratenen Fasanen riechen.

Das ist die Antwort auf die eine Hälfte Ihres Briefes. Zur Antwort auf die zwote Hälfte schicke ich Ihnen den Schattenriss meiner rechten Hand, sie dient zur Versöhnung und zum -- platschen ein vortrefflicher Jahrmarkt und der einzige, den ich geben kan und den Sie fürchten. [...]“<sup>28</sup>

Wir haben von diesem Brief nun also nicht nur die Handschrift, sondern die ganze Hand in Originalgröße: wir haben bzw. wir sehen die Hand der Schrift. Man könnte das als Paradigmenwechsel im epistolaren Duktus werten und würde Lichtenberg damit kaum Unrecht tun: während viele Briefschreiber der Epoche schwören, dass Briefe Herzensschriften seien, Herzblut, das in Briefcouverts in Umlauf gebracht wird, oder aber, dass Briefe aufgeklappte Herzen seien,<sup>29</sup> heisst es hier schlicht: Briefe entstehen von Hand, mit der Hand, unter der Hand. So schlicht allerdings ist diese Botschaft auch nicht. Bereits in Lichtenbergs Brief ist sie zweideutig: Hand der Versöhnung? Handschlag? Und zum Zweck der Furchterregung? Jahrmarkt? Das alles ist kaum zu einem Zeichen, zu einer Geste zusammenzufassen. Denn die Hand ist die Hand der Schrift und damit niemals einfaches Zeichen von etwas, sondern materielles Substrat und Medium, Körperteil und Schreibwerkzeug: die Hand ist die Schnittstelle von Körper und Schrift. Sie ist somit auch eine ins Bild gesetzte Schrift in der Schrift - was Handschrift ja immer ist, das wissen nicht nur die Graphologen. Dass diese Hand, dieser Handabdruck

---

<sup>27</sup> Ebd., S. 346 und 413.

<sup>28</sup> Lichtenberg, Georg Christoph, *Briefwechsel*, hrg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne, München, Beck 1983, Brief Nr. 223.

<sup>29</sup> Rahel Levin Varnhagen, *Briefwechsel Band I, Rahel und Alexander von der Marwitz*, hrg. v. Friedhelm Kemp, München, Matthes & Seitz 1979, S. 219.

auch etwas Unheimliches hat, vielleicht etwas Entblössendes: wäre es nicht darauf zurückzuführen, dass hier eine Schnittstelle offen gelegt wird, die sonst in der Schrift verschwindet? Dass wir hier mit einer Materialität konfrontiert sind, die Körper und Schrift eben nicht in Versöhnung oder Verbindung zeigt, sondern als Schnitt, Riss, Umriss? Insofern bildet dieser Abdruck mehr ab als eine Hand: er legt Zeugnis ab von einer materiellen Form, die Bedeutung, wenn vielleicht auch keinen Inhalt hat. Sie legt nämlich Zeugnis ab von etwas, das nicht da ist, von dem, was fehlt – man kann ja keine Hand sehen, ohne an den Körper zu denken, dem sie gehört. Lichtenberg hat die Materialität des Briefs in seinen Briefen konstant reflektiert durch die Auswahl des Papiers, der Tinte, durch die Art der Verpackung und Adressierung.<sup>30</sup> Hier allerdings hat er etwas ins Bild gesetzt, was nicht nur auf die Materialität der Schrift verweist, sondern auf einen Mangel der Schrift: dass sie nicht Bild ist und vor allem: nicht Körper, nicht Präsenz. Dieser Mangel, der durch die neuen Kommunikationstechnologien, gerade weil sie versprechen, ihn zu schliessen, immer weiter potenziert wird? Denn auch der Live-Chat mit webcam, in welchem es um mehr als die Hand des andern geht, sondern darum, sich als reales Körperbild unbegrenzt auszusenden, immer beseelt vom einen Wunsch, dass Kommunikation Kommunion sei, dass das Medium den Körper des andern berühren könne und dass damit alles gesagt wäre. Aber, und jetzt sei ein früher Einspruch gegen diese Illusion zitiert, der sie zugleich aus dem Bereich des technisch Möglichen in den Bereich des menschlich Unmöglichen rückt -, „Aber: es ist nicht möglich,“ so schreibt Kleist am 5. Februar 1802 an die Schwester Ulrike:

„Und gerne möchte ich Dir alles mitteilen, wenn es möglich wäre. Aber es ist nicht möglich, und wenn es auch kein weiteres Hindernis gäbe als dieses, dass uns ein Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbst das einzige, was wir besitzen, die Sprache taugt nicht dazu, sie kann die Seele nicht malen, und was sie uns gibt sind nur zerrissene Bruchstücke.“<sup>31</sup>

*Abb.3. Faksimile des Briefs von Kleist vom 5. 2. 1802*

---

<sup>30</sup> Vgl. Joost Ulrich, *Lichtenberg - der Briefschreiber*, Göttingen, Wallstein 1990, S. 63 – 87.

<sup>31</sup> Kleist, Heinrich von, *Briefe I, März 1793 - April 1901*, hrg. v. Peter Staengele in



Auch die schön verbundene Handschrift Kleists ist nicht das „Mittel zur Mitteilung“, und weil sie ebensowenig wie jedes andere Medium aus Kommunikation Kommunion machen kann, müssen wir uns begnügen mit zerrissenen Bruchstücken, mit Handumrissen, mit abgehackten, atemlosen, unvollständigen SMS-Sätzen, die jenen Mangel nicht füllen, sondern ständig neu erzeugen.

### ***3. Briefhunger oder Ende des Briefs***

Es ist diese grundsätzliche Unvollständigkeit des Mediums, des „Mittels zur Mitteilung“, die es möglich macht, den Briefverkehr in eine historische Zäsuren überspringende Perspektive zu fassen, ohne dabei das Mediale zu ontologisieren. Der durch Medien erzeugte Mangel lässt sich auch nicht ohne weiteres anthropologisch verankern; er muss jeweils im Horizont ermessen werden, der sich *zwischen* Menschen und ihrem Gebrauch von Medien aufspannt.<sup>32</sup>

Vor dem Hintergrund dieses Einzelnen und jeweilig Verschiedenen leihe ich nun das Wort einem anderen, ebenfalls eigensinnigen Briefschreiber des 20. Jahrhunderts. In seinem brieflichen Verkehr ist nicht von Mangel die Rede, sondern einfach von Sehnsucht oder noch einfacher: von Hunger, der wiederum zum Übermut führt. Ich zitiere aus einem Brief Robert Walsers an seine Schwester Lisa:

„Ich habe Hunger! Und immer, wenn ich Hunger habe, gelüstet es mich, einen Brief zu schreiben! An irgend jemand! Das ist doch begreiflich! Mit gefülltem Magen denke ich nur an mich, nie an jemand anders! Mit gefülltem Magen bin ich also glücklicher! Denn das ist doch kein Glück, sich nach etwas Fernem zu sehnen! Nun bin ich an dem Punkt, worüber ich in diesem grünen Brief mit dir reden möchte, sehr gern, wenn ich nur könnte. (kein Ausrufezeichen) Aber ich versuche es: Also was die Sehnsucht betrifft, so ist sie erstens etwas Überflüssiges, zweitens

---

Zusammenarbeit mit Roland Reuss, Basel/Frankfurt a/M., Stroemfeld 1996, S. 484.

<sup>32</sup> Dieses „zwischen“ als Zäsur der Medien zu denken, ist ein Vorschlag des Medientheoretikers Tholen. Dass die Zäsuren nicht ausserhalb von Mensch und Medium in der Geschichte liegen, sondern im Medialen selber, in der Ent-äusserung, die jedes sprachliche Mitteilungssystem betreibt, zeigt er u.a. in seinem Beitrag „Die Zäsur der Medien“, in: *Intervalle 2*, Schriften zur

etwas Begreifliches und drittens etwas Unbegreifliches! [...] Aber für heute ist genug! Ach, was soll ich zu Nacht essen? Schwierige Frage in solch traurigen Fressverhältnissen! Siehe, da nützt einem die Sehnsucht auch nichts.“<sup>33</sup>

Zufälligerweise ist das der früheste Brief von Walser, der erhalten ist, weshalb er sich wie eine Exposition in der bestehenden Briefausgabe ausnimmt. Er liefert ein Briefkonzept. Vom Hunger zum Brief, zur Sehnsucht, dann zurück zum Hunger und wieder zum Brief. Dies ist freilich kein einfaches Konzept, und man könnte die übermütigen Ausrufezeichen, die der Briefschreiber hier ungewöhnlich exzessiv verwendet, auch als Fragezeichen auffassen. Walsers Emphase stellt Fragen. Wenn der Hunger der Grundantrieb zum Brief ist, der Brief aber den Hunger nicht stillt, sondern steigert und statt zur Sättigung zur Konstatierung eines Mangels - der Sehnsucht - führt und wenn diese wiederum überflüssig ist: warum also in diesem schwierigen Kippverhältnis von Hungern, Schreiben und Fehlen Briefe schreiben? Was transportieren Walsers Briefe, wenn es so ist, dass er niemals aus Sehnsucht nach dem andern schreibt, sondern vielleicht wirklich aus dem materiellen Wunsch heraus, gefüttert zu werden? Und ist dieser Wunsch nur materiell? Es gibt nur einen einzigen Briefwechsel, der zur Beantwortung der Frage herbeigezogen werden kann, derjenige mit Frieda Mermet, den er über ein Jahrzehnt geführt und den sie - als Zeichen seiner Wertschätzung - aufbewahrt hat. Es ist der einzige Briefwechsel Walsers, der erhalten ist, wenn auch einseitig: Walser hat keine Briefe aufbewahrt, die Inhalte der Briefe von Frieda Mermet lassen sich nur punktuell und indirekt aus gewissen Repliken Walsers erschliessen. In diesen Briefen Walsers aus den Jahren 1914 bis 1928, also bis zu seinem Eintritt in die Waldau, kann man lesen, wie Walser es schafft, das Problem der Sehnsucht zu lösen, den Mangel des Briefs in eine Fülle zu verkehren. Er verwandelt den Briefwechsel nämlich unter der Hand zu einem Fütterungsritual. Schon der erste Brief beinhaltet eine Reminiszenz an das gute Essen bei ihr, und schon bald wird sie ihm regelmässig zu jedem Briefstück ein Nahrungsstück legen: Käse, Wurst, Schokolade, Basler Leckerli,

---

Kulturforschung, Kassel 1998, S. 69ff. und in: Tholen, Georg Christoph, *Die Zäsur der Medien*, Frankfurt/M., Suhrkamp 2004.

<sup>33</sup> Walser Robert, *Briefe*, hrg. v. Jörg Schäfer, unter Mitarbeit von Robert Mächler, Frankfurt a/M, Suhrkamp 1979, S. 9.

aber auch Schnaps, Wein, Thee und Stumpfen. Walser scheut sich dabei nicht, seine Briefempfängerin zu bitten, ja ihr eigentliche Bestellungen aufzugeben: „Wenn Sie ein wenig Thee hätten, so würde ich gelegentlich gerne Empfänger davon sein. Eine dünne oder dicke Käsescheibe verachtet der Schreiber dieser Zeilen niemals...“<sup>34</sup> Im Gegenzug versichert er ihr: „Alle diese Sachen, liebe Frau Mermet, haben an mir einen dankbaren und verständnisvollen Esser und Geniesser gefunden“<sup>35</sup>- er ist mithin nicht mehr Leser ihrer Briefe, sondern Esser ihrer Nahrungsmittelbeilagen, über deren Verzehr er ausführlich Bericht erstattet: „Einen Rest Speck werde ich hier in Biel dieser Tage fertiggessen. Er schmeckt hier ebenso gut wie in Delsberg. Man kann ihn nur rühmen, denn er ist von guter Qualität und besitzt den besten Duft und einen durchaus feinen Wohlgeschmack.“<sup>36</sup> Walser lässt mithin in diesen Briefen an Frau Mermet keinen Zweifel daran, dass es ihm mitunter einerlei ist, ob Torten- oder Prosastücke zirkulieren. Er lässt allerdings auch keinen Zweifel daran, dass es sich beim besagten Fütterungsritual um ein erotisches Ritual handelt, spätestens dann, als er ihr durch einen Traum mitteilt, dass er auch sie gerne vernaschen würde. Dieser Brief sei ausführlicher zitiert, weil er die Komplikation von Walsers verbrieftem Hunger aufzeigt:

„Nachher ass ich in einem Hüttchen reife, weiche Birnen. Sind nicht auch Sie, liebe Frau Mermet, eine solche weiche liebe Frucht? Sie werden mir wohl kaum zürnen, wenn ich Sie mit etwas Schmackhaftem und Begehrenswertem vergleiche? Die Birne im Traum schmeckte herrlich. Das Traumleben ist überhaupt etwas Wundervolles, und das Leben würde einem weit eher verleiden, wenn es keine Nächte und keine Träume gäbe. Wollen Sie so gut sein, liebe Frau Mermet, mir etwa wieder einmal ein Quantümchen Thee zu schicken. Zucker habe ich einstweilen noch genug. Es schreibt sich leicht und gut auf Ihrem Briefpapier. Was ich sagen wollte, ist, dass ich gerne einen Brief von Ihnen erhalte, worin Sie einen Ton anschlagen würden, als seien Sie meine liebe Vorgesetzte und machten mir allerlei bestimmte Vorschriften. Den etwas strengen, gebietenden Ton in Ihrer Stimme, wenn Sie hie und da zu Louis sprachen, habe ich sehr, sehr lieb und höre ihn in Gedanken. Liebe ist doch etwas Seltsames und sicher das Erlebenswerteste im Leben. Ich hoffe, dass Sie auf kommende Weihnacht gutes knuspriges Festessen bekommen und bin mit herzlichem Gruss Ihr

---

<sup>34</sup> Ebd., S. 135.

<sup>35</sup> Ebd., S. 137.

Robert Walser<sup>37</sup>

Der Brief lässt an Zweideutigkeiten nichts zu wünschen übrig. Der Vernasch- und Einverleibungswunsch, der ja auch eine Form ist, aus der Briefkommunikation eine Kommunion zu machen, wird beendet durch die Forderung nach neuen Lebensmitteln – Thee. Diese sachlich-herrische Bitte wird ihrerseits umgestülpt zum Wunsch, dass sie eben nicht nur Lebensmittellieferantin, sondern seine Gebieterin sei. Das wäre Liebe. Aber diese lässt sich wiederum nur in Form eines knusprigen Festessens wünschen. Die ganze Palette der Rollen von Diener, Knecht, Hündchen bis zum arroganten „Schnüderling“ und Auftraggeber wird auf kleinstem Raum des Briefs durchgespielt.<sup>38</sup> Zu diesem Rollenspiel gehört auch, dass er ihr nicht gestattet, ihn zu duzen; er ist zwar gerne das Hündchen, das aus ihren Händen frisst, er braucht aber gerade für diese Rolle die Distanz des Siezens. Was für meinen Zusammenhang aber wichtig ist: so einfach lässt sich die Sehnsucht doch nicht in Essen verwandeln, so einfach ist es nicht, die Materialität des Briefs festzustellen, auch wenn er als Stück Käse oder als ein Paar Socken ankommt oder auch in Form von Handschuhen. Denn auch dies gehörte zum Ritual dieses Briefwechsels: der Austausch von Kleidungsstücken, am häufigsten ungewaschene löchrige Socken, die als gewaschene und geflickte zurückkehren. Und auch an diesen Austausch reiht sich eine Kette von Phantasien, von An- und Ausziehen, mit feinen Händen an Füßen nesteln, Füßen, die in Stiefelchen oder Schürzen verschwinden,<sup>39</sup> kurz, was Frieda Mermet angeht, eine Kette unerfüllbarer Sehnsüchte. Unerfüllbar aber nicht so sehr, weil es sich auch um einem ödipalen Konflikt handelt, der in der Inszenierung von Frieda Mermet als mütterlichem und erotischem Objekt angelegt ist, sondern unerfüllbar, weil die Sehnsucht, die mit Briefen verbunden ist, sich eben nicht wie Löcher in Socken stopfen lässt. Briefe erzeugen „Hunger“, und darum werden sie geschrieben, und jede Materialität, die diesen Hunger stillen will, bringt ihn nur

---

<sup>36</sup> Ebd., S. 123.

<sup>37</sup> Ebd., S. 156f.

<sup>38</sup> Zu den Herrschafts- und Knechtschaftsverhältnissen in Robert Walsers Briefen vgl. auch von Matt, Peter „Wer hat Robert Walsers Briefe geschrieben?“ in: Chiarini, Paolo u. Zimmermann, Hans Dieter, (Hg.) „*Immer dicht vor dem Sturze*“, Frankfurt a/M., Athenäum 1987, S. 98-105.

verschoben wieder hervor. Denn der materielle Signifikant der Schrift verweist das schreibende Subjekt in eine uneinholbare Differenz mit sich selber, eine Form des Aufschubs, die sich im Brief im konkreten Moment der Sendung zwar radikalisiert, die aber mehr mit dem Schreiben selber als mit dem Medium oder den technischen Mitteln zu tun hat. Daran festzuhalten, dass dieses Schreiben nicht selbstverständlich ist, dass es für den Schreibenden immer ein Rätsel ist, warum er schreibt und auch an wen er schreibt, bleibt eine Herausforderung für die Literaturwissenschaft, die sich nicht an die Medienwissenschaft delegieren lässt. Denn genau dieses Geheimnis des Schreibens, vielmehr die Ungewissheit darüber, warum und an wen einer schreibt, führt zur Produktion von Literatur und zur Literarisierung der Existenz, von der letztlich niemand, die Schreibenden selber am wenigsten, wissen, was sie eigentlich besagt. Dass Walser einen grossen Teil seiner Prosastücke in Briefform, Briefe an irgendjemanden, niemanden oder alle Welt verfasst hat, im Gegenzug aber keinen einzigen „wirklichen“ Brief gehütet hat, ist nur ein Indiz dieser Ungewissheit über den Zusammenhang von Existenz und Schreiben. Poetik und Schreibtechnik gehen Hand in Hand und lassen sich nicht durch irgendeine Materialität entsublimieren und nur aus einer literaturwissenschaftlichen Perspektive lässt sich der Eigensinn der Briefe als Korrespondenz zwischen Literatur, Medien und Biographik ermessen. Medienwissenschaftlich gesprochen - Medienwissenschaft auf der Ebene der Technik und der Materialität -, braucht man von Briefen nicht mehr zu sprechen, sie sind nichts als Bytes unter Bytes in den Datenströmen des Netzes, als einzelne materiell nicht mehr existent. Man kann das kulturgeschichtlich bedauern, man kann das von einem sozialpsychologischen Kommunikationsverständnis aus kritisieren, aber medienwissenschaftlich betrachtet, handelt es sich um nichts anderes als um eine technische Entwicklung. Nur: um technische Entwicklungen zu beschreiben, braucht es weder Literatur- noch Medienwissenschaft, dafür genügen die Informatiker und Technikhistoriker. Vielmehr gilt es, eine Perspektive zu finden, die zeigt, dass Medienwissenschaft weniger mit Technikgeschichte zu tun hat als mit den Phantasmen der Kommunikation, in welche die Sprache und mit ihr die Literatur immer schon verstrickt ist.

---

<sup>39</sup> Vgl. dazu etwa den Brief Nr. 101 und Nr. 107, Walser, *Briefe*, S. 84f und S. 90.

Was dies konkret heisst, möchte ich hier zum Schluss kurz mit einem Text Walsers aufzeigen, und zwar mit seinem Gedicht „Der Briefschreiber“ von 1928. Das Gedicht kreist präzise um die Möglichkeit des Briefschreibers, *keine* Briefe mehr zu schreiben, dafür „munter drauflos“ zu schweigen, wo er früher geschwätzt hat, und mit sich allein denkend spazieren zu gehen. Wider die Vermutung, ein Briefschreiber könne nie mehr aufhören, mitteilbar zu sein, setzt das Gedicht ein Ich, das sein Vergnügen im Verstummen findet. Dabei beschäftigt sich dieses Ich nun aber nicht lange mit dem Ende des Schreibens, sondern wendet sich plötzlich dem Motiv des *Anfangs* zu: „Einfaches kommt ihm seltsam vor; der Anfang, das Beginnen int’ressieren ihn ...“<sup>40</sup> Während seine früheren Briefempfänger über sein Aufhören grübeln, wird ihm der Grund des Anfangens als etwas „Einfaches“ „seltsam“. Das Geheimnis des Schreibens ist mithin nicht primär im Medium und den Techniken des Schreibens eingeschlossen, sondern - uneruiert - in den persönlichen Motiven des Schreibenden. Deshalb wird sich das Interesse der Literatur wie auch der Literaturwissenschaft niemals auf die Prozesse und Ergebnisse des Schreibens reduzieren lassen, es bleibt verbunden mit der Frage des Persönlichen und Einzelnen, dem Rätsel, das die schreibende Person für sich und ihre Leser darstellt. Dieses Rätsel wird bearbeitet, bekommt Profil und neue Fragezeichen durch den konkreten Einsatz von Medien und Geräten, mit denen einer schreibt; warum aber Walser auf sein Bleistiftsystem gekommen ist, warum er mit dem Briefeschreiben immer den Wunsch transportiert hat, keine Briefe mehr schreiben zu müssen, kann weder medientheoretisch mit dem Hinweis auf den Untergang des Schreibens<sup>41</sup> noch systemtheoretisch mit der Formel, dass die Kommunikation kommuniziert,<sup>42</sup> beantwortet werden. Es bleibt in erster Linie eine Frage der Bio-graphik, von der jeder Text Zeugnis ablegt. Diese Bio-Graphik bildet die Rückseite für das medien- wie literaturtheoretisch relevante Interesse am Medium der Schrift und der Spaltung von Sprache und Körper, die sich im Medium der Schrift vollzieht. Und gerade in Briefen, die durch Schickungspraxis

---

<sup>40</sup> Walser, „Der Briefschreiber“, in: Walser, Robert, *Das Gesamtwerk in 12 Bänden*, Bd. XI, hrg. v. Jochen Greven, Zürich und Frankfurt a/M. 1978, S. 375.

<sup>41</sup> Vgl. Vilém Flusser, *Die Schrift: Hat Schreiben Zukunft?* Göttingen, European Photography 1990, S. 7.

<sup>42</sup> Vgl. Niklaus Luhmann, „Wie ist Bewusstsein an Kommunikation beteiligt?“, in: Hans Ulrich Gumbrecht und Ludwig Pfeiffer (Hrg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt/M., Suhrkamp 1988, S. 884.

und Überlieferungsweise diese Spaltung manifest werden lassen und mitunter materiell begütern - ob mit Handschlag wie bei Lichtenberg oder als Futterbeilage wie bei Walser - , zeigt sich, dass Medientheorie und Literaturtheorie sich nicht voneinander verabschieden können, auch wenn die „neuen“ Medien weiter und weiter als das ganz andere beschworen werden. Wenn man den einen Bereich als Kehrseite des andern nimmt, kann sich zeigen, dass auch in Mails literarische Prozesse vonstatten gehen, dass die Rapidität und Direktheit der Datenübermittlung ohne menschliche Zwischenstationen von Computer zu Computer neue Süchte, Sehnsüchte und auch neue Wünsche befördern, aus dem Schreiben auszusteigen, oder aber, dass neue Formen der gemeinsamen Textproduktion sich etablieren könnten.<sup>43</sup> Aber diese neuen Formen bleiben zurückgebunden an die Frage der Autorschaft und des Persönlichen und nur aus den konkreten Verschiebungen von Medium zu Medium geht hervor, wie Literatur- und Medienwissenschaft gemeinsam ihren Unterschied ausmachen und die jeweiligen Unterschiede zwischen Text und Medium als Gegenstand des Wissens mit Gewinn taxieren. Für die Denkfigur des Unterschieds als einer doppelten Perspektive sei hier nochmals Marianne Schuller zitiert, ihrerseits Benjamin zitierend, der in einer Kindheitsreminiszenz aus der Zeit, als Papiersablonen mit Nadeln durchstoßen und mit Fäden Netze gesponnen wurden, einen Begriff von Netzwerk liefert, der diese doppelte Perspektive ins Bild setzt:

„Und während das Papier mit leisem Knacken der Nadel ihre Bahn freimachte, gab ich hin und wieder der Versuchung nach, mich in das Netzwerk auf der Hinterseite zu vergaffen, das mit jedem Stich, mit dem ich vorn dem Ziel näherkam, verworrener wurde.“<sup>44</sup>

Das Sichtbare und Präzente des Textes ist, so Marianne Schuller, nicht der wirksamste Teil dieses kleinen Netzwerks - nicht für Benjamin, nicht für sie, nicht für das Wissen

---

<sup>43</sup> Vgl. dazu auch meinen Beitrag „Wehrlos erreichbar aus der Ferne: Zäsuren in/zwischen Brief und E-mail“, in: Sigrid Schade, Thomas Sieber u. Christoph Tholen: *SchnittStellen . Basler Beiträge zur Medienwissenschaft I*, Basel, Schwabe 2005.

von der Literatur, denn es entfaltet seine Komplikation nur durch den Unterschied zwischen den Stichen und Strichen, die auf der Rückseite ein labyrinthisches Muster schaffen. In diesem Sinn könnte man auch sagen, dass Briefftexte ihre Eigensinnigkeit genau im Zwischenraum von Literatur- und Medienwissenschaft erhalten. Im Unterschied zu einem stabilen Wissen von Literatur und einem festen Begriff der Medien wird weiter geschrieben oder – mit Marianne Schuller – geht es „weiter im Text“.<sup>45</sup>

### Literaturverzeichnis

- Arendt, Hannah, *Rahel Varnhagen, Lebensgeschichte einer Jüdin aus der Romantik* (1959), München, Piper 2005.
- Becker-Cantarino, Barbara, *Schriftstellerinnen der Romantik. Epoche. Werke. Wirkung*, München Beck 2000.
- Benjamin, Walter, „Berliner Kindheit um Neunzehnhundert“, in: W. Benjamin, *Gesammelte Schriften*, hrsg. V. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, IV, 1, , hrsg. v. Tilman Rexroth, Frankfurt/M., Suhrkamp 1972.
- Bohrer, Karl Heinz, *Der romantische Brief. Die Entstehung ästhetischer Subjektivität*, München, Wien, Hanser 1987.
- Brentano, Clemens, *Briefwechsel mit Sophie Mereau*, hrg. v. Heinz Amelung, Potsdam 1939.
- Bosse, Heinrich, *Autorschaft ist Werkherrschaft*. München, Wien, Zürich, UTB 1981.
- Canetti, Elias, *Der andere Prozess*, München, Hanser 1984.
- Derrida, Jacques, 1980 *Die Postkarte 1. Lieferung. Von Sokrates bis Freud und jenseits*, Berlin, Brinkmann & Bose 1982.
- Derrida, Jacques, 1980, *Die Postkarte 2. Lieferung. Von Sokrates bis Freud und jenseits*, Berlin, Brinkmann & Bose 1987.
- Flaubert, Gustave, *Die Briefe an Louise Colet*, aus dem Französischen von Cornelia Hasting, Zürich, Haffmans 1995.
- Flusser, Vilém, *Die Schrift: Hat Schreiben Zukunft ?* Göttingen, European Photography 1990.
- Foucault, Michel 1969, „Was ist ein Autor?“, in: ders., *Schriften zur Literatur*, Frankfurt a/M. - Berlin - Wien, Ullstein TB 1979, S. 7-31.
- Goethe, Johann Wolfgang 1805, *Winckelmann*, mit einer Einleitung von Ernst Howald, Erlenbach-Zürich 1943.
- Hahn, Barbara und Ursula Isselstein (Hg.), *Rahel Levin Varnhagen, Die Wiederentdeckung einer Schriftstellerin*, Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1987.
- Hahn, Barbara, „Antworten Sie mir!“ *Rahel Levin Varnhagens Briefwechsel*, Basel/ Frankfurt a/M, Stroemfeld/Roter Stern 1990.
- Haustein, Jens, Jacob Michael Reinhold Lenz als Briefschreiber, in: „*Unaufhörlich Lenz gelesen...*“, *Studien zu Leben und Werk von J. M. R. Lenz*, hrg. v. Inge Stephan und Hans Gerd Winter, Stuttgart, Metzler 1994.
- Henke, Silvia, „Wehrlos erreichbar aus der Ferne: Zäsuren in/zwischen Brief und E-mail“, in: Sigrid Schade, Thomas Sieber u. Christoph Tholen: *SchnittStellen . Basler Beiträge zur Medienwissenschaft I*, Basel, Schwabe 2005.

---

<sup>44</sup> Benjamin, Walter, „Berliner Kindheit um Neunzehnhundert“, in: W. Benjamin, *Gesammelte Schriften*, hrsg. V. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, IV, 1, , hrsg. V. Tilman Rexroth, Frankfurt/M., Suhrkamp 1972, S. 291.

<sup>45</sup> Marianne Schuller, „Weiter im Text“, in. dies., *Im Unterschied*, S. 9.



- Joost, Ulrich, *Lichtenberg - der Briefschreiber*, Göttingen, Wallstein 1990.
- Kleist, Heinrich von, *Briefe I, März 1793 - April 1901*, hrg. v. Peter Staengele in Zusammenarbeit mit Roland Reuss, Basel/Frankfurt a/M., Stroemfeld 1996.
- Lenz, Jakob Michael Reinhold, *Werke und Briefe in drei Bänden*, hrg. v. Sigrid Damm, München, Hanser 1987.
- Lichtenberg, Georg Christoph, *Briefwechsel*, hrg. von Ulrich Joost und Albrecht Schöne, München, Beck 1983 – 2004.
- Niklaus Luhmann, „Wie ist Bewusstsein an Kommunikation beteiligt?“, in: Hans Ulrich Gumbrecht und Ludwig Pfeiffer (Hrg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt/M., Suhrkamp 1988
- Mereau-Brentano, Sophie, *Liebe und allenthalben Liebe. Werke und autobiographische Schriften in drei Bänden*, hrg. von Katharina von Hammerstein, München, DTV 1997.
- Meyer, Eva, *Die Autobiographie der Schrift*, Bern cop. 1989.
- Nickisch, Reinhard M. G., *Brief*. Stuttgart, Sammlung Metzler, 1999.
- Ried, Martine, *Flaubert Correspondant*, Paris, Sedes 1995.
- Schuller, Marianne, „Unsre Sprache ist unser gelebtes Leben. Randbemerkungen zur Schreibweise Rahel Varnhagens“, in: *Rahel Varnhagen. Gesammelte Werke*, 10 Bde. (= Rahel Bibliothek), hrg. v. Konrad Feilchenfeld/Uwe Schweikert/Rahel E. Steiner, München, Matthes u. Seitz 1983, Bd. 10, S. 43-59.
- Schuller, Marianne, *Im Unterschied. Lesen. Korrespondieren. Adressieren*. Frankfurt a/M., Neue Kritik 1990.
- Schuller, Marianne, „Zwischen Sinn und Unsinn. Wort-Ding oder Wahn beim späten Stifter“, in: Karl-Josef Pazzini, Marianne Schuller u. Michael Wimmer (Hg.), *Wahn Wissen Institution, Undisziplinierbare Näherungen*, Bielefeld, transcript 2005, S. 137 – 146.
- Siegert, Bernhard, *Relais. Geschicke der Literatur als Epoche der Post*, Berlin, Brinkmann & Bose 1993.
- Tholen., Georg Christoph, „Die Zäsur der Medien“, in: *Intervalle 2*, Schriften zur Kulturforschung, Kassel 1998.
- Tholen, Georg Christoph, *Die Zäsur der Medien, Kulturphilosophische Konturen*, Frankfurt/M., Suhrkamp 2002.
- Varnhagen, Rahel, *Briefwechsel Band I, Rahel und Alexander von der Marwitz*, hrg. v. Friedhelm Kemp, München, Matthes & Seitz 1979.
- Varnhagen Levin, Rahel, *Briefwechsel mit Pauline Wiesel*, hrg. v. Barbara Hahn, unter Mitarbeit von Birgit Bosold, München, Beck 1997.
- von Matt, Peter, „Wer hat Robert Walsers Briefe geschrieben?“ in: Chiarini, Paolo u. Zimmermann, Hans Dieter, (Hg.) „*Immer dicht vor dem Sturze*“, Frankfurt a/M., Athenäum 1987.
- Walser, Robert, *Das Gesamtwerk in 12 Bänden*, hrg. v. Jochen Greven, Zürich und Frankfurt a/M. 1978.
- Walser, Robert, *Briefe*, hrg. v. Jörg Schäfer, unter Mitarbeit von Robert Mächler, Frankfurt a/M. 1979.

